



15. Dezember 1147

URS VON WESTENSTEIN

Eloanisches Meer

Urs stand an Deck der Ramalia und starrte in den wolkenlosen Nachthimmel. Tausende Sterne funkelten, der Vollmond leuchtete und würde erst nach Sonnenaufgang sinken, hatte der Kapitän gesagt.

Der lehnte neben ihm an der Reling, die Arme verschränkt. Urs versteifte sich, er wusste, dass Aman seine Pläne nicht gefielen. Er war ein hohes Risiko eingegangen, ihn überhaupt einzuweihen, aber er brauchte die Hilfe des erfahrenen Seemanns, ohne die würde er Schiffbruch erleiden.

Als der Mann schließlich den Mund öffnete, klang seine Stimme rau: »Vor Glockenstein lauern spitze Felsen unter Wasser. Die Einfahrt ist so eng wie die Saugröhre einer Seenadel. Wie hast du dir das vorgestellt?«

»Verdammte Drachenkacke«, knurrte Urs. Er musste zugeben, dass er sich darüber zu wenig Gedanken gemacht hatte.

Aman fuhr fort: »Und selbst wenn du es in den Hafen schaffst – dann musst du noch zig Stufen erklimmen. Die Glockensteiner könnten dich und deine Männer von oben niedermachen, noch bevor ihr den Burghof erreicht.«

Urs' Miene verfinsterte sich. Glockenstein war schwer einzunehmen – wenn nicht unmöglich. Schon gar nicht mit fünfzig Mann und einem plumpen Lastenkahn. Er schnaubte. »Hast du Enterhaken an Bord?«

Sein Gegenüber schüttelte den Kopf. »Ich bin Händler, kein Seeräuber.«

»Es ist mir egal, was du bist. Ich brauche Seile mit Haken, um eine Burgmauer zu überwinden.«

Der Kapitän atmete gepresst, seine Hand krampfte sich um die Reling, aber dann antwortete er mit kontrollierter Stimme: »Seile habe

ich, Werkzeuge auch. Wir könnten daraus Haken herstellen, wenn die deinen Ansprüchen genügen. Im Kielraum lagern außerdem Leitern.«

»Gib deinen Männern den Befehl, das vorzubereiten.«

Aman zögerte kurz, in seinem Gesicht stritt Angst mit Widerstand, schließlich verzog er den Mund und stieß trotzig hervor. »Warum sollte ich das tun? Ich habe keinen Grund, gegen Glockenstein oder Eloan zu kämpfen.«

Urs zog seinen Dolch und setzte die Klinge an die Kehle seines Gegenübers. »Jetzt hast du einen.«

Der Kapitän hob abwehrend die Hände. »Schon gut. Beruhig dich. Du bekommst, was du willst.« Aman schluckte, und Urs wusste, dass er gewonnen hatte. Der Kapitän erteilte seinen Seeleuten die Anweisungen.

Urs nickte und gab Befehl: »Du wirst den Großteil meiner Leute so ausladen, dass sie von Glockenstein aus nicht gesehen werden.«

»Dann müssen wir uns beeilen, um noch bei Nacht die Burg zu erreichen. Ich muss um die Inseln herumschiffen.«

»Oder hast du eine bessere Idee?«, schob Urs nach. Die Einwände Amans hatten ihn mehr verunsichert, als er sich anmerken ließ.

In dessen Augen flackerte es unstat. »Ich bin Kapitän, kein Eroberer von Felsenburgen.« Einen Augenblick hingen die Worte in der Luft, dann schob er hinterher, als wolle er Urs beschwichtigen: »Aber es gibt einen anderen Weg. Abseits des Hafens führt eine alte Stein-
treppe vom schmalen Strand zur Höhe der Burg. Man kann sie von Glockenstein aus nicht sehen. Sie wird nur von Mägden am Tag benutzt. Wer dort aufsteigt, kann die Burg heimlich erreichen.«

Urs stutzte. »Und das sagst du mir erst jetzt?« Er fragte sich, ob er Aman trauen konnte, aber im Grunde hatte er keine Wahl. Wenn der Kapitän ihn täuschte, würde er es hoffentlich früh genug merken.

Der zuckte mit den Schultern. »Du hast nicht gefragt.«

»Dann bring mich dorthin. Zwei Beiboote für mich und einen Teil meiner Männer. Mit dem letzten Drittel fährst du in den Hafen und lenkst die Wachen ab.«

»Wie du befehlst, Keoner.«

Wellen schlugen gegen den Bug, als der Kapitän das Schiff durch die Untiefen um die Inseln herum auf das Festland zusteuerte.

Glockenstein ragte über ihnen auf wie ein zu Stein erstarrter Riese aus den alten Sagen Eloans. Der weiße Muschelkalk schimmerte im Mondlicht.

Urs musterte die Zinnen. Keine Bewegung. Keine Feuer. Nichts. Waren die Mauern unbewacht – oder die Soldaten hinter Schießscharten getarnt?

Er biss die Zähne zusammen. Nein, das war unmöglich. Woher sollte Severin wissen, dass sie kamen? Unruhe ergriff ihn, wie vor jedem Kampf. Stärker sogar, weil er nicht zu Pferd saß. Weil Pfeile von oben tödlicher waren als ein Feind auf Augenhöhe. Aber er hatte seine Krieger vorbereitet, Befehle erteilt. Es gab kein Zurück mehr.

»Da vorne ist der Strand«, meldete sich Aman. »Dort beginnt die Treppe. Du musst dich links halten, Keoner.« Ein Fingerzeig lenkte Urs' Blick.

Wellen schwappten an ein schmales, sandiges Ufer. Kurz hinter der Wassermarke begannen Felsen, zwischen denen ausgetretene Stufen zu erkennen waren, die in dunklem Gebüsch verschwanden.

Urs nickte und wandte sich an seine Krieger. »Macht euch bereit.«

Das Schiff drehte bei. Sobald die Boote zu Wasser gelassen worden waren, stiegen die Keoner ein und ruderten. Auf jedem Boot fuhr einer von Amans Männern mit, der den Kahn anschließend zur Ramalia zurückbringen sollte.

Wenig später sprang Urs ins knietiefe Wasser. Die Kälte biss in seine Beine, fraß sich seine Waden hinauf. Er sog scharf die Luft ein und stapfte ans Ufer. Salz brannte in seiner Nase. Hinter ihm platschten Stiefel, zwanzig Männer folgten ihm, trugen Leitern, andere die Seile mit den Haken. Das nächste Beiboot glitt heran, weitere Krieger sprangen ins Wasser. Die Boote kehrten zurück. Damit war dieser Fluchtweg unmöglich. Es war Urs Recht, denn das spornte die Männer an, erfolgreich zu kämpfen.

Während Urs weiter den Strand entlang schritt, steuerte Aman seinen Kahn mit den verbliebenen Kämpfern in den Hafen. Ihre Aufgabe war es, die Aufmerksamkeit der Wachen zu binden.

Wenn Severin schlief, konnte das Vorhaben gelingen. Wenn nicht – tja, dann hatte Urs es zumindest versucht.

Er wandte sich dem Land zu, gab eine letzte Order an seine Männer, überquerte den schmalen Sandstreifen, die Treppe im Blick. Entschlossen marschierte er darauf zu und begann den Aufstieg. Die Stufen waren nass und uneben, im Schein des Mondes jedoch jeder Tritt klar erkennbar. Urs zählte mit, es waren über siebzig. Die Keoner keuchten hinter ihm. Keiner sprach.

Oben angekommen nahm er den schmalen Trampelpfad nach links. Das Unterholz wuchs dicht. Äste knackten unter Stiefeln, während sich die Burgmauer aus dem Dunkel schälte. Urs hob den Kopf und ließ dreimal den weitreichenden Ruf des Seeadlers erklingen. Als die Antwort aus Richtung des Hafens kam, grinste er.

Leitern wurden an die Mauern gelehnt. Hände griffen nach den Holzstreben. Stiefel setzten behutsam auf. Die Keoner kletterten, lautlos wie Schatten, tödlich wie die See.



15. Dezember 1147 Katharina von Eloan Glockenstein, Eloan

Sie erwachte von einem verhaltenen Klopfen an der Kemenatentür. »Frau Katharina, es ist Zeit. Eure Zofe wird Euch zur Hand gehen.« Sewalds Stimme klang zögerlich.

Katharina schwang die Beine aus dem Bett. Ihre Augen brannten. Mit einem Gähnen rieb sie sich übers Gesicht. »Schickt sie herein, Herr Sewald.«

Die Tür öffnete sich, eine blasse Frau huschte in den dunklen Raum und brachte eine Fackel mit, die sie in einen Ring an der Wand steckte.

Kaum schloss sich die Tür, sprach der Ritter erneut: »Ich warte hier auf Euch, meine Dame. Mein Bruder hat Euch in meine Verantwortung übergeben, also werde ich wachen, solange Ihr in meiner Obhut seid.«

Katharina zog eine Braue hoch. »Ich fürchte, Ihr überschätzt meine Neigung zur Rebellion.« Sie trat an die Truhe, suchte ein passendes Kleid heraus und reichte es der Zofe. Diese half ihr, das Nachtgewand über den Kopf zu ziehen und das Unterkleid anzulegen.

»Das nicht«, klang es gedämpft durch die Tür. »Aber nach dem Überfall Ansgar von Briants auf Euch kann ich nicht vorsichtig genug sein.«

»Severin kann sich glücklich schätzen, Euch an seiner Seite zu wissen.« Sie schob ihren Dolch und die Tasche auf die Hüfte und schloss die Gürtelschnalle. Beinahe hätte sie dadurch Sewalds Antwort überhört.

»Ich wünschte, er würde das auch so sehen.«

Katharina hielt inne. Sie spürte das Gewicht dieses Satzes. Doch jetzt war nicht die Zeit für dieses Gespräch. »Ich bin sicher, er weiß es – auch wenn er es nicht zeigt.«

Sewalds unterdrücktes Schnauben genügte als Antwort.

Als die Zofe sich mit der Mantelschließe abmühte, griff Katharina dazwischen. »Lass mich das machen.« Fertig angekleidet, nickte sie ihrer Helferin zu. »Du kannst zu deiner Herrin zurückkehren. Ich brauche deine Dienste nicht mehr.«

»Aber Herr Severin hat bestimmt, dass ich Euch begleite!« Die Zofe sah sie mit großen Augen an. »Er wird mich schelten wenn ich euch allein lasse!«

»Wird er?«

Zögernd nickte die Frau.

Katharina musterte sie. Blass, jung, der Situation kaum gewachsen. »Was willst du?«

Die Zofe presste die Lippen aufeinander. »Meine Meinung ist nicht gefragt. Ich folge Euch, weil es mein Befehl ist. Aber ... ein Heerlager. So viele bewaffnete Männer auf einem Haufen. Und sie trinken.«

»Du hast also Angst.«

Ein stummes Nicken.

Katharina zögerte keine Sekunde. »Dann bleibst du hier.« Sie konnte keine verhuschte Zugehfrau gebrauchen.

»Aber Herr Severin ...«

»Das ist meine Entscheidung.« Sie öffnete die Tür.

Sewald stand mit zwei Fackelträgern davor und deutete eine Verneigung an.

»Die Zofe kehrt zur Dame von Glockenstein zurück. Ich brauche ihre Dienste nicht mehr.« Katharina lächelte und nickte dem Mädchen zu.

In Sewalds Gesicht zuckte es kurz. Er ließ den Blick über beide Frauen wandern und nickte. »Wie Ihr wünscht.«

»Wir müssen noch bei Adelar vorbei. Er hat einen Brief für mich. Oder besser: für Wolfhard.«

Sewald machte eine einladende Geste und ließ Katharina den Vortritt, während die Zofe sich stumm davonstahl. Katharina schritt zügig, aber nicht überhastet durch die Flure, die sie inzwischen fast so gut kannte wie die der Königsburg in Eloan. Fackellicht zuckte über Wände aus hellem Stein. Sie begegneten niemandem. Wenig später klopfte sie an Adelars Kammer.

»Tretet ein«, kam es von drinnen. »Ich habe den Brief soeben fertig gestellt.«

Katharina öffnete die Tür und schlüpfte hinein.

Adelar saß in seinem Bett und sah ihr munter entgegen. Die Decke hatte er bis zum Bauch gezogen, sein Oberkörper steckte in einem bunten, kersuleischen Gewand, als erwarte er jeden Moment den Kronrat von Eloan in seiner Kammer.

Sie lachte leise. »Ihr seht aus, als wolltet ihr uns samt Bett begleiten.«

Adelar reichte ihr einen versiegelten Brief. »Ihr habt recht. Da ist Unruhe in diesem alten Körper, gerne würde ich Euren Bruder persönlich sprechen. Es gibt viel zu bedenken und ich hoffe, ich kann in diesen Zeilen klug beraten.«

»An Eurer Weisheit zweifle ich nicht. Nur daran, ob Wolfhard sie erkennt. Ich hoffe, er hört auf Euch.«

»Und auf Euch.«

Katharina senkte den Blick. »Ich hätte Euch gern an meiner Seite.« Sie wussten beide, dass das nicht möglich war. Auf der Flucht hatte Adelar sich das Bein gebrochen, und es heilte nur langsam, wie auch die übrigen Wunden. Dennoch hatte er sich geweigert, Katharina mit leeren Händen ziehen zu lassen.

Sie trat näher und umarmte ihn. Adelar lächelte, schob sie sanft von sich und betrachtete sie mit einem stolzen Blick, als sei er ihr Vater.

»Friede und Weisheit seien mit Euch«, sagte er. »Denkt daran: An Euch hängt viel. Lasst Euch nicht unterkriegen.«

Katharina grinste. »Wolfhard wird sich an meinem Sturkopf die Zähne ausbeißen.« Sie beugte sich noch einmal vor, küsste Adelar flüchtig auf die Wange und huschte mit einem Lächeln aus der Kammer.

Sewald und sie erreichten kurz darauf den Hof, die gesattelten Pferde warteten im Mondenschein.

Severin begrüßte Katharina mit zusammengekniffenen Augen und einem Mund, der nur als dünner Strich zu erkennen war. Sie übersah es geflissentlich, nickte ihm zu und ließ sich von Sewald in den Sattel helfen. Kaum hatte sie die Steigbügel gefunden, brach die Hölle los.

Gellendes Gebrüll, ein Chaos aus Stimmen, wilde Kerle kamen über die Mauer, warfen sich auf die Reiter. Schwerter blitzten in der Dunkelheit auf, Stahl klirrte auf Stahl. Ihr Pferd schnaubte, stieg, sie rutschte zur Seite – warf sich vor, um nicht nach hinten runterzukippen.

Severin schrie über den Tumult hinweg: »Angriff! Verteidigt die Burg! Sewald, bring sie in Sicherheit!«

Und dann war da ein Arm, hart und unerbittlich, der sie packte und an eine feuchte Brust riss. »Hab ich dich!«

Katharina schrie auf, versuchte, sich loszureißen. Doch der Angreifer hatte sich geschickt hinter ihr aufs Pferd geschwungen, saß sicher und hielt sie unverrückbar fest.

Er lachte. Herber Schweißgeruch schlug ihr entgegen. »Zappel nur, diesmal entkommst du mir nicht, Vögelchen!«

Sie spürte Angst in sich aufsteigen, zwang sich, die Fassung zu bewahren. »Wo willst du mit mir hin? Das Tor ist zu!«

Er antwortete mit einem dreckigen Lachen, das ihr bis in die Eingeweide fuhr. Sie biss sich auf die Lippe. *Lass dich nicht einschüchtern.* Trotzig stieß sie hervor: »Ihr könnt kaum die Treppen hinabreiten!«

»Was du nicht sagst ...!« Er drängte das Pferd Richtung Hafentreppe und Katharina schluckte gegen die Trockenheit in ihrem Mund. Sie würden sich sämtliche Knochen brechen, wenn er es wagte, das Tier die steilen Stufen hinabzutreiben.

Im Augenwinkel sah sie eine Bewegung. Etwas traf sie seitlich – sie wurden gemeinsam aus dem Sattel geschleudert. Alles wirbelte und sie schlug hart auf dem Boden auf. Beim Aufprall löste sich die Umklammerung, aber Katharina blieb wie betäubt liegen.

»Hoch mit Euch, steigt auf!«

Ein, zwei Atemzüge verstrichen, ehe sie sich aufrappeln konnte. Sewald packte ihren Arm – fest, fordernd, zog sie aufs Pferd, direkt vor sich. Ihr Kleid störte, rutschte, riss. Ihre Hand fand die Mähne, krallte sich hinein. Sein Arm legte sich schützend um sie und hielt sie. Er jagte durch das Handgemenge, wich in einem Zickzackkurs den Kämpfenden aus und brüllte: »Öffnet das Tor! Jetzt!«

Sie hatte Mühe, sich zu halten, den Blick nach vorn gerichtet. Das Eisengatter mit den scharfen Spitzen hob sich allmählich. Sewald jedoch hielt ohne Zaudern darauf zu. Wenn die Soldaten nicht schnell genug waren oder gar losließen, würde es sie aufspießen. *Sei still*, mahnte sie sich selbst.

»Duckt Euch!«

Sie presste sich so weit nach vorne auf den Hals des Pferdes wie möglich. Hinter ihr beugte sich Sewald ebenso vor, damit der Pferdekopf den höchsten Punkt bildete. Sie preschten unter dem Fallgitter hindurch, ein Schaudern floss ihren Rücken hinab, als sie die Kälte des Eisens im Nacken spürte. Doch sie passierten, ohne es zu berühren. Das schwere Holztor lag zwei Galoppsprünge vor ihnen und der Spalt zwischen den Torflügeln öffnete sich nur zögernd. Katharina hielt den Atem an. Sewald trieb das Tier auf die Mitte des schmalen Spaltes zu. Holz traf ihren Oberschenkel schmerzhaft, als wolle es sie vom Pferd drängen, dann waren sie durch und sie juchzte auf. Der Ritter jagte weiter, als sei nichts gewesen.

In gestrecktem Galopp folgten sie dem versteckten Waldweg, der durch den Forst von Glockenstein gen Weidersen führte. Auch mit Ansgar war sie diesen Weg geritten – vor ihm, seinen Dolch an der Kehle, bis sie das Tor hinter sich gelassen hatten. Dann war die Klinge verschwunden, und sie hatte sich an ihn gelehnt. Eine Entführung, die keine war. Heute wusste sie nicht einmal, ob er noch am Leben war. Sie atmete tief ein.

»Seid Ihr verletzt?«, fragte Sewald besorgt.

»Alles in Ordnung. Kein Grund zur Beunruhigung.«

»Gott sei's gedankt!« Der Glockensteiner trieb sein Tier weiter an, obwohl sie nicht verfolgt wurden und machte auch keinen Halt, so dass Katharina richtig in den Sattel hätte rutschen können. Erst als sie Weidersen erreicht hatten, zügelte er sein Pferd und rief Peter, das Dorfoberhaupt, um für Katharina einen Schlauch mit Wein bringen zu lassen. »Wenn mein Bruder und seine Männer bis Mittag nicht eingetroffen sind, bringe ich Euch alleine zum König.«

»Aber wenn die Keoner uns einholen?«

»Severin hat genug Mann, diesen Angriff abzuwehren. Die Gefahr, allein zu reiten, ist ungleich höher als die, dass mein Bruder und seine

Leute niedergemacht werden.« Sewald hielt inne und gab dann Peter Befehl: »Stell eine Wache auf! Sie soll uns warnen, wenn sich jemand nähert.«

Peter nickte, verschwand und kam kurz darauf zurück. »Erledigt, mein Herr!«

Katharina presste die Lippen zusammen und schwieg.

»Ihr seid blass. Braucht Ihr zu essen?« Sewald betrachtete sie besorgt. »Peter, hast du Brot oder etwas Anderes?«

Mit der Hand wedelnd wehrte sie ab: »Lasst es gut sein. Ich bringe nichts runter.«

»Ihr müsst, Frau Katharina. Es ist noch weit bis Eschenbrand, wo Euer Bruder zur Zeit weilt«, sprach Sewald auf sie ein, als sei sie ein Kind. Peter lotste sie in seine bescheidene Hütte. Dort gab es einen dünnen Eintopf und eine dicke Scheibe Brot für sie und ihren Begleiter.

Katharina sank auf einen geflochtenen Hocker, ihre Beine zitterten und ihr Herz jagte, als wäre sie selbst gerannt, nicht das Pferd. Trotzdem gab sie sich kämpferisch: »Ich falle Euch nicht vom Fleisch. Und aus dem Sattel auch nur dann, wenn mich so ein Grobian herunterreißt. Ist er tot?«

»Das glaube ich nicht. Ich habe ihn nur am Arm erwischt. Aber die Hauptsache war, Euch zu befreien. Er hat nicht damit gerechnet, dass ich ihn samt Euch aus dem Sattel stoße!«

»Danke, Sewald! Ein Herzschlag später, und Ihr hättet mir einen Heiler statt Eintopf bringen müssen. Glaubt Ihr, die hatten es auf mich abgesehen?« Ein Schauer lief ihren Rücken herab, als sie sich an die Umklammerung erinnerte.

»Ihr seid zumindest ihr offensichtlichste Ziel gewesen. Vielleicht wollten sie Glockenstein einnehmen, wobei – dafür waren es zu wenige. Unser Glück, dass wir gerade gerüstet haben, um zu Eurem Bruder zu reiten.«

Katharina kaute auf ihrem Brot. »Das war derselbe, der mich damals verfolgte. Er wollte wohl seinen Fehler wiedergutmachen, um Walters Wohlwollen zurückzuerlangen.«

Die Wache machte Meldung, bevor Severin mit seinem Trupp kurz vor Mittag in Weidersen eintraf. Sewald trat mit Katharina vor die

Tür. Peter kümmerte sich um das Pferd des Ritters. Der Platz zwischen den Lehmhütten füllte sich mit Tieren und Reitern. Katharinas Blick blieb an dem Mann hängen, den Severin wie einen Mehlsack auf ein Maultier gezurrt hatte – der Keoner. Der, der sie einst verfolgt, den Entführungsversuch gewagt, sich in Walters Namen an ihr vergriffen hatte. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Jetzt war er gefasst. Und ihr Bruder konnte ihn bestrafen.

Der Burgherr sah ihren Blick. »Der Trupp ist zur Hälfte aufgerieben, der Rest geflohen! Ihr müsst nichts fürchten, Frau Katharina, sie stellen keine Gefahr mehr dar. Wollt Ihr nicht doch lieber in die Burg zurückkehren?«

»Kommt nicht in Frage! Ich bin unterwegs und werde meinen Bruder aufsuchen, mit oder ohne Euch, Severin!«

»Was heißt hier ohne? Wenn Ihr reitet, dann mit uns!«

»Worauf warten wir? Habt Ihr mein Pferd mitgebracht?«



Achtzehn Tage später:

03. JANUAR 1148

ANSGAR VON BRIANT

HARROS HÜTTE, ELOAN

Der Wind pffiff unerbittlich und eisig durch die Ritzen der Hütte. Das Feuer knackte, Funken stoben, als Ansgar ein Scheit nachlegte. Die Flammen züngelten empor, flackerten, ständig im Wandel, und doch immer gleich.

Vor mehr als zwei Wochen hatte er Sophia in Tannenberg in Sicherheit gebracht, und seit den Heiligen Tagen weilte er bei Harro. Wieder hatte der Waldschrat ihm das Leben gerettet, denn lange hätte er es nicht mehr allein in diesem unwirtlichen Winterwald ausgehalten.

Hatte sich Sophia in Tannenberg inzwischen von Henks Brutalität erholt? Und Katharina? Er hatte sie in Weidersen zurückgelassen, vor Wochen. Damals hatte er gehofft, sie würde den Weg nach Glockenstein zurückfinden. Und dass sie dort weit genug entfernt war von allem, was in Eloan geschah.

Harro brummte vor sich hin, während er Gemüse für den nächsten Eintopf schnitt.

Schließlich knurrte er: »Uff, mit dere dia – hoch mit dir, Herr von Wolkenstein. Wia bruche Holz. Axt is im Schuppe.«

Ansgar hätte widersprechen können, aber »von Wolkenstein« fühlte sich richtiger an.

»Von Briant« war ein Name für Ritter mit Ehre.

»Von Wolkenstein« für Männer, die überlebt hatten.

Ansgar rührte sich nicht. »Dann erfrieren wir eben.«

Harro brummte. »Wenn's so eifach wär.« Er schüttelte den Kopf. »Hör uf, di zu quäle. Ändert nischts.«

Ansgars Blick wurde scharf wie eine Klinge. »Lass mich in Ruhe. Tu, was du willst, aber erspar mir dein Mitleid.«

Harro presste die Lippen zusammen und riss die Tür auf. Schnee wirbelte ins Innere, kurz darauf ertönten gleichmäßige Axthiebe.

Ansgar blieb stumm hocken, seine Finger krallten sich in die Wolldecke, in die er sich gewickelt hatte, die Augen auf die Flammen gerichtet. Sein Haar fiel ihm wirr ins Gesicht. Er hatte sich seit Tagen nicht rasiert, und es scherte ihn auch nicht.

Seine Gedanken streiften zurück. Zum Trupp der Königin, den er im Herbst angeführt hatte und dem Überfall auf sie, mit dem alles begonnen hatte. Wieder und wieder hörte er das schrille Wiehern der Pferde, das Klirren von Waffen. Lirienes Schrei, als Tristan starb. Sah seinen Knappen Thomas tot im Schnee liegen. Unwillkürlich fuhr seine Hand zu dem blauen Steinpferdchen, dass um seinen Hals hing. Es war noch da. Kühl und unbeirrt. Er schluckte.

Blut auf Schnee. Eine Axt, die über ihm schwebte. *Haltet ein!* Warum hatten sie ihn nicht getötet? Warum hatten sie ihn leben lassen?

Halb erfroren, den abgebrochenen Pfeil grotesk im Bein steckend, war er mit letzter Kraft Lirienes Spur gefolgt, hatte sich den Berg hinauf gekämpft. War zusammengebrochen, sterbend liegen geblieben. Harro hatte ihn damals gerettet. Und jetzt erneut. Wozu?

Ansgar rieb sich die Handgelenke. Fesseln. Hiebe. Striemen. Der König hatte ihm seine Wahrheit eingebrannt.

Du lügst. Du bist ein Verräter.

Wolfhards Urteil – ein Dolch in seiner Seele.

Ansgar schloss die Augen. *Warum Gott? Warum hast du mich nicht sterben lassen?*



Achtzehn Tage zuvor:

15. Dezember 1147

Bero von Hartheim

Hurenhaus, Eloan

Bero schlich in das stickige Hurenhaus, das sich nah an die Stadtmauer schmiegte. In diesem Teil der Hauptstadt Eloans trieben sich die zwielichtigen Gestalten herum, kleine Häuser duckten sich eins neben dem anderen, und wer nicht hier wohnte oder eine notwendige Erledigung zu verrichten hatte, verirrte sich nicht hierher. Vor allem nicht die hohen Herren.

Hinter ihm knallte die Tür zu. Kerzen warfen flackernde Schatten über die Wände, die vom matten Metallspiegel gedoppelt wurden und über Tische und Sitze huschten. Der Geruch aus Schweiß, schalem Bier und brünstiger Lust brannte in seiner Kehle. Er gehörte nicht hierher, aber es war besser als die Straße.

Seine Wunden heilten nur langsam. Blaue Flecken übersäten seinen Körper, die Lippe war dick, an der Stirn klebte Schorf. Jeder schmerzhafteste Atemzug erinnerte ihn daran, wie Walter ihn zugerichtet hatte – und dass er längst tot wäre, hätte sein Herrscher es gewollt.

Walter erwartete, dass er den Auftrag zu Ende brachte. Ansgar. Der Name allein ließ seine Schläfen pochen. Ihn zu finden, würde Walter besänftigen.

Doch wo anfangen? Ohne Pferd, ohne Silber, ohne Hoffnung?

Er fluchte vor sich hin, ließ sich auf einige Kissen in einer finsternen Ecke des Empfangsraums sinken und nahm einen Schluck Wein aus dem ledernen Beutel an seinem Gürtel. Brennend rann er seine Kehle hinab, der Trost blieb aus. Die alte Angst, die er seit seiner Kindheit kannte, kroch ihm ins Mark. Wieder einmal war er das Opfer. Wieder einmal ein Mann ohne Wahl.

Eine Frau kam näher, stand still und betrachtete ihn.

»Lass mich in Ruhe«, knurrte er.

Sie verzog das Gesicht, wandte sich ab und ging.
Er grübelte. Es gab drei Wege. Keiner davon war wirklich einer.
Sich verstecken – unmöglich. Walter würde ihn finden.
Ihm die Stirn bieten? Selbstmord.
Oder den Befehl ausführen. Wie ein geprügelter Hund.
Er trank aus, sah in den trüben Spiegel an der Wand. Wer war er?
Ein Werkzeug? Ein Schatten? Oder ein Mann, der sich wehrte?
Die Antwort blieb aus. Wie immer.



16. Dezember 1147 Henk von Hauptstein TANNENBERG, ELOAN

» Macht auf!« Er donnerte mit dem Schwertknauf gegen das hölzerne Tor von Tannenberg. *Verdammt, die Hunde mussten ihn gesehen haben, aber sie öffneten dennoch nicht.* Das war Auflehnung gegen ihn, den Lehnsherrn.

»Wer begehrt Einlass?«, meldete sich eine Stimme.

»Henk von Hauptstein! Schau gefälligst hin, du Depp!«

»Verzeiht, Herr, aber ich habe Befehl, das Tor unter allen Umständen geschlossen zu halten.«

»Wenn du nicht augenblicklich parierst, lasse ich dich mit Armbrustbolzen spicken!« Henk winkte mit der Hand und seine Männer rückten vor, die Waffen im Anschlag.

»Haltet ein, Herr, ich werde fragen!«

»Richte Clemens aus, dass er mir Sophia von Briant herausgebe. Andernfalls reiße ich ihm die verdammte Burg überm Kopf ein. Ist das klar?«

»Bitte wartet. Lauf, Gisbert, hol den Herrn!«

Henk knirschte mit den Zähnen und lenkte sein Pferd vor dem Tor auf und ab. Mit jeder Wende verfinsterte sich seine Miene. »Wie lange kann das dauern?«, polterte er.

»Mein Herr, was erzürnt Euch so?«

»Du lässt mich draußen stehen! Ich bin der neue Lehnsherr! Wenn du mich nicht sofort einlässt, wird das Konsequenzen haben!«

»Herr, bitte – wir folgen nur Herrn Clemens Befehl.«

»Holt diesen feigen Hund her! Aber hurtig!«

Stille. Dann, nach einer gefühlten Ewigkeit, eine Stimme von der Mauer: »Verschwindet, Henk von Hauptstein! Ihr habt kein Recht auf Sophia. Ihr seid weder mit ihr verlobt noch ihr versprochen. Im Gegenteil – sie hat mich um Schutz gebeten, und den werde ich ihr gewähren. Selbst wenn Ihr der König persönlich wärt.«

Henk lachte – kurz, messerscharf und klirrend wie Eis. »Oho, große Töne, Clemens! Pass auf, dass du dich nicht an deiner eigenen Spucke verschluckst! Wenn ich will, drehe ich dir jeden Stein um und lasse Sophia mir die Stiefel küssen, während ich dir dein Blut aus dem Leib prügeln! Was glaubst du, wer du bist?«

»Jemand, der sich von Euch nicht einschüchtern lässt.«

»Das solltest du aber! Ich komme wieder – und dann brennt dein schönes Tannenberg. Und du gleich mit.«

»Ihr solltet überlegen, ob Ihr Wolfhard derart gegen Euch aufbringen wollt.« Clemens Stimme wurde lauter.

»Er hat mir Briant als Lehen gegeben. Du bist mir also untertan! Ist Ansgar von Briant noch bei dir?«

»Es geht Euch nichts an, wem ich Schutz gewähre«, erwiderte Clemens. Seine Stimme zitterte nun vor Wut.

»Und ob! Wer Ansgar deckt, vergeht sich gegen Wolfhard selbst! Soll ich des Königs Männer auf dich hetzen?«

»Eloans Herrscher hat Wichtigeres zu tun, als sich um Tannenberg zu kümmern«, versuchte Clemens zu kontern, heiser vor Erregung. »Walter und die Königsburg sind weit wichtiger als meine kleine, abgelegene Festung.«

»Darauf würde ich mich nicht verlassen. Gib mir Sophia – oder deine Burg fällt.«

»Verschwindet! Das ist mein letztes Wort.«

Henk hob die Hand. Die Armbrüste seiner Männer schnarrten, die Bolzen lösten sich und flogen über die Mauer. Von dort scholl ein Aufschrei, Clemens wütendes Fluchen zeugte davon, dass sie mindestens einen Wachmann getroffen hatten. Henk winkte seinen Kumpanen, und sie zogen sich vom Tor zurück, er wollte sich einem Gegenangriff nicht unmittelbar aussetzen, aber wie erwartet, wagte Clemens nicht, nun seinerseits ihn zu beschießen.

»Ich komme wieder. Wenn du dich bis dahin nicht besonnen hast, wird Tannenberg ein Trümmerhaufen sein.«

Er wendete sein Pferd, preschte an seinen Männern vorbei und verschwand den Hang hinab. Auf der Mauer blieb es stumm, aber es war ein Schweigen wie das Atemholen vor dem Schrei.



16. Dezember 1147 Sophia von BRIANT TANNENBERG, ELOAN

Sophia erwachte und sah sich verwundert um. Nur ihre Nasenspitze ragte aus den weichen Decken. Der Raum war ihr fremd. Erst als sie sich aufsetzte, fiel es ihr wieder ein: Tannenberg. Ansgar hatte sie aus Henks Klauen gerettet. Trotz der Anstrengung des Rittes und der gestrigen Aufregung, dass Clemens Ansgar sang- und klanglos aus der Burg geworfen hatte, fühlte sie sich ausgeschlafen. Es musste also schon spät am Tag sein, deshalb wühlte sie sich jetzt aus den Laken und setzte sich auf die Bettkante. Dort wartete sie, bis der Schmerz in ihrem Oberkörper abgeklungen war. Jede Bewegung verursachte Pein und Atemnot, seit Henk sie an die Burgzinnen gehängt hatte.

Erst nach einer Weile erhob sie sich und trat zu einem nahen Stuhl. Jemand hatte ihr Übergewand unordentlich darüber geworfen. Sie verharnte, wankte und hielt sich hastig am Tisch fest. *Nicht fallen. Du hast Schlimmeres überstanden.* Dann ergriff sie das Kleid und schlüpfte hinein. Die Mühe, die Schnürungen festzuziehen, machte sie sich nicht, zumal sie wusste, dass das alleine nur schwer möglich war. Wieder hielt sie inne, sog die Luft mühsam ein und wartete, bis der Schwindel verging.

Die nächsten Schritte setzte sie bedacht und erreichte ohne Unfall den Türrahmen. Sie wollte gerade öffnen und sich draußen umschauchen, als sie Stimmen hörte.

»... steckt ihretwegen ganz schön in der Klemme!«

»Hoffentlich geschieht uns nichts. Nicht auszudenken, wenn dieser Kerl seine Drohung wahrmacht.«

»Du glaubst, er würde?«

»Man sagt dem Kerl nach, dass er ein echter Wüterich ist. Und er will die Frau um jeden Preis.«

Da konnte nur von Henk und ihr die Rede sein. Er war also schon vor Burg Tannenberg aufgetaucht. Sie riss die Tür auf und starrte die beiden Mägde an. Die zwei fuhren zusammen, als sei sie ein Gespenst.

»Keine Sorge, ich tue euch nichts. Ist Henk noch da?«

Die eine zuckte mit den Schultern, die zweite murmelte: »Seine Stimme donnert noch vor den Zinnen.«

»Wo finde ich Clemens?«, hakte Sophia nach.

»Noch auf der Burgwehr, nehme ich an. Aber dort will er Euch gewiss nicht sehen!«

Sophia nickte. »In welche Richtung muss ich, um die Halle zu finden?«

Ein wortloser Fingerzeig war die einzige Antwort, dann drehten sich die Mägde um und verschwanden schnatternd um die nächste Ecke. Sophia machte sich auf den Weg, ihr Hirn malte in Panik, wie Henk sie seine ganze Wut spüren lassen und ihr seinen Willen aufzwingen würde. Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken.

Auf dem Weg durch die Gänge der Burg kam sie an einem offenen Fenster vorbei. Hier bestätigte sich ihre Vermutung: Die Sonne stand hoch am Himmel. Mehr konnte sie jedoch nicht erkennen, denn der Blick ging in einen der kleinen Innenhöfe. Langsam schritt sie weiter, trotzdem wurde ihr die Luft knapp und sie keuchte unterdrückt. In der Halle fand sie ihre Mutter und den Kaplan der Burg, der sie gestern noch untersucht und ihr einen schmerzlindernden Trunk für die Nacht gereicht hatte. Vermutlich war es dieser Kräuterwein gewesen, der sie den Tag hatte verschlafen lassen.

Sophia trat auf ihre Mutter zu, warf sich ihr in die Arme und murmelte: »Henk ist da und fordert, mich herauszugeben!«

»Woher weißt du?« Clara von Briant hielt sie fest.

»Zwei Mägde haben vor meiner Kammer getratscht.«

»Du solltest doch nicht ...«

»Mutter, es geht um mich! Er will mich ... mich! Und was, wenn ...« Sie verstummte, als Clemens die Halle betrat, löste sich aus der Umarmung und sah ihm entgegen.

In seinem Gesicht kämpfte Leichenblässe gegen hektische rote Flecken. »Ich hasse ihn. Ich bring ihn um.« Er näherte sich mit energischen Schritten, die Augenbrauen feindselig zusammengezogen.

Sophia wandte sich ihm zu. Jetzt erst schien er sie zu bemerken. Er stoppte abrupt: »Ihr hier, meine Liebe? Ihr solltet doch im Bett liegen und Euch auskurieren!«

»Ihr glaubt, dass kann ich, wenn meine Freiheit und mein Leben bedroht sind? Was fordert Henk?«

Clemens schluckte sichtlich, machte die wenigen Schritte auf sie zu und legte die Hand behutsam auf ihren Arm. »Kommt, setzt Euch, Sophia, dann werde ich berichten.«

Obwohl sie in ihrer Aufregung lieber gestanden hätte, widersetzte sie sich Clemens sanftem Drängen nicht. Vermutlich hatte er recht. Sie war längst nicht genesen und musste sich schonen. Also folgte sie dem Burgherrn zur Hohen Tafel und ließ sich auf dem ihr angebotenen Stuhl nieder. Ihre Mutter sank neben ihr auf einen Sitz. Clemens dagegen blieb stehen und nahm eine unruhige Wanderung in der Halle auf.

Sophias Hände krampften sich ineinander wie zum Gebet in der Kirche. Endlich blieb der Burgherr auf der anderen Seite der Hohen Tafel stehen, als wolle er seinem Lehnsherrn Bericht geben.

»Henk fordert Euch. Und er droht mit der Eroberung und Verwüstung von Tannenberg.«

»Und was habt Ihr ihm geantwortet?«

»Ich hab ihn weggeschickt! Und mich gegen seine Forderungen verwahrt. Aber er wird wiederkommen.«

»Wie können wir uns schützen?«

Clemens zuckte die Schultern. »Er will Euch mit aller Macht. Und er ist skrupellos und scheut vor Gewalt nicht zurück. Ich werde alles aufbieten, um ihn zu hindern. Ob es ausreicht, werden wir sehen.«

Clara hob das Kinn. »Das ist zu wenig. Wenn Ihr abwartet, ist es zu spät. Habt Ihr keinen besseren Vorschlag, Herr Clemens?«

Clemens erwiderte ruhig: »Abgesehen von der Burgverteidigung, für die ich sorgen werde?« Er atmete einmal tief durch. »Er will Sophia. Doch wenn sie einem anderen vermählt ist – mit dem Segen der Kirche – darf er sich nicht mehr nehmen, was er begehrt.«

Sophia stockte der Atem. Er meinte ...?

Clemens fuhr fort: »Selbst Henk wird sich nicht offen gegen das göttliche Recht stellen.«

Sie wusste, was das bedeutete. Eine kirchlich geschlossene Ehe war unantastbar. Wer sich darüber hinwegsetzte, stellte sich gegen Gott – und riskierte Ächtung, Machtverlust, vielleicht gar das Leben. Selbst ein Lehnsherr konnte sich das nicht leisten.

»Und Ihr glaubt, das hindert ihn? Ein Dolchstich – und er beseitigt den unglücklichen Gatten und nimmt mein Kind dennoch! Wer also wollte sich dieser Gefahr aussetzen?«, entgegnete Clara von Briant scharf und legte den Finger damit in die Wunde. »Und dann gibt es noch das alte eloanische Gesetz der Ersten Nacht.«

Clemens verzog den Mund, und die Wangenknochen traten hervor, während Sophia erstarrt stehen blieb. Sie wusste, dass Clemens sich selbst hatte anbieten wollen. Aber das Szenario ihrer Mutter – und überhaupt der Gedanke, zu einer Ehe gezwungen zu sein – ließen die junge Frau bis in die Zehenspitzen beben. Außerdem würde Clemens seine Idee unter diesen Umständen sicher zurückziehen. Und dann?

Clemens legte die Hand ans Schwert, als müsse er sich seiner Stärke versichern, und straffte sich. »So leicht bringt man mich nicht um. Außerdem würde sich Henk damit gegen Gott und Gesetz versündigen. Egal wie skrupellos er ist – dumm ist er nicht. Denn das würde all seine Pläne gefährden. Und das Recht der Ersten Nacht? Davon kann man sich freikaufen. So weit ich weiß, muss das akzeptiert werden.«

Sophia brachte keinen Schritt zustande. Der Gedanke, Clemens heiraten zu müssen, bohrte sich wie ein eisiger Splitter in ihr Herz. Dabei hatte sie als Kind für diesen Mann geschwärmt. Mühsam kamen die Worte über ihre Lippen: »Henk überlegt nicht, der handelt. Und dann? Euer Angebot ehrt Euch, aber ...«

»Ihr meint – Ihr wolltet selbst ...?«, entfuhr es Frau Clara, die erst jetzt zu begreifen schien. »Das ist ehrenhaft, aber bedenkt, was Ihr wagt!«

»Das habe ich. Mein Angebot steht. Ihr habt vier Tage, um zu entscheiden.«

Sophia nickte bleich. »Ich werde darüber nachdenken. Bitte erlaubt, dass ich mich jetzt zurückziehe. Es war ... viel.«

»Ihr seid frei. Ich schreibe Euch nicht vor, wo Ihr Euch aufzuhalten habt. Nur von den Burgzinnen haltet Euch fern – dort kann ich nicht für Eure Sicherheit garantieren.«

»Das ist selbstverständlich, werter Clemens. Und nun entschuldigt uns!« Sophias Mutter fasste den Arm ihrer Tochter und schritt mit ihr langsam auf den Ausgang der Halle zu.

In der Kammer angekommen, sorgte Clara dafür, dass Sophia sich ins Bett begab, steckte ihr die Kissen im Rücken fest, damit sie aufrecht lehnte und ließ eine Magd eine Schale des deftigen Rehglaschs bringen und den Kräuterwein, den der Heiler verordnet hatte.

»Clemens meint es gut mit dir. Sein Vorschlag ist vernünftig, zumal er dir schon früher zugetan war und du ihm auch.«

»Henk ist nichts heilig!«

»Ich weiß. Ich habe es vorhin selbst gesagt. Aber die Angst, die aus mir sprach, ist kein guter Ratgeber. Henk ist die Ehe zwar nicht heilig, aber er ist klug genug zu wissen, dass er nicht unbesiegbar ist, Sophia – nicht, wenn er sich mit Kirche und Krone anlegt. Dir bleibt nur wenig anderes übrig. Das ist der beste Schutz, den Clemens von Tannenberg dir bieten kann. Du solltest das Angebot annehmen. Diese Verbindung hätte mehr als nur einen Vorteil. Jetzt, wo Ansgar unserem Haus solch eine Schande zugefügt hat, kannst du nicht wählerisch sein – und Clemens ist ein anständiger Mann.«

Sophia setzte sich aufrechter, ihr Gesicht hatte sich in Erregung gerötet, und sie wollte gerade widersprechen, da legte ihre Mutter ihr die Hand auf den Arm. »Ereifere dich nicht. Der Gedanke ist ungewohnt, schlafe darüber. Morgen ist ein neuer Tag und die Welt erscheint wieder freundlicher!«

Sophia drückte die Hand der Mutter, nickte und ließ sich in die Kissen sinken. Die Schwäche überkam sie mit überwältigender Macht. Ihre Augen schlossen sich. Doch selbst im Schlaf spürte sie noch den eisigen Hauch von Henks Schatten.

